



## Stefan Einsiedel

**Überblick:** Im Herbst 2024 veröffentlichte die Sachverständigengruppe Weltwirtschaft und Sozialethik im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz eine Studie über „Ethische Perspektiven für die globale Landnutzung“.<sup>1</sup> Trotz breiter fachlicher Zustimmung sorgten Schlagzeilen wie „Enteignung als Mittel? Bischöfe fordern Gemeinwohlorientierung von Landwirten“ in einigen ländlichen Region für heftige Empörung. Der Umwelt- und Wirtschaftsethiker Stefan Einsiedel war an der Studie und den darauffolgenden Dialogprozessen beteiligt. In der persönlich gehaltenen Reflexion fragt er, wie es gelingen kann, populistisch aufgeladene Spannungen zwischen Stadt und Land, Wissenschaft und Praxis auszuhalten und von der Kulturkampf-Rhetorik zum konsensorientierten Dialog zurückzukehren.

**Keywords:** Stadt-Land-Konflikte, Dialogkultur, Kulturkampf, Strukturwandel, Agrarpolitik, gesellschaftliche Ängste, Kontrollverlust, öffentliche Aufmerksamkeit, menschliche Begegnung, Humor.

<https://doi.org/10.25364/35.23:2026.2.7>

# Kulturkampf zwischen Stadt und Land?

## Es geht anders: Erfahrungen gemeinsamer Dialogkultur

Plötzlich stand er vor mir, der Verfasser des Online-Artikels, der einen Proteststurm entfesselt hatte, der mich zeitweise um meine akademische Zukunft fürchten ließ: „So, jetzt lernen wir uns doch noch kennen! Sind Sie mir eigentlich noch böse?“ Ich dachte an die wütenden Anrufe und die gnadenlosen Onlinekommentare, die mich und unsere Autorengruppe in den ersten Wochen überrollt hatten, an die darauffolgenden Monate mit intensiven Diskussionen in Bauernstuben und Wirtshäusern, in Zoom-Meetings, Redaktionsbüros und Sitzungssälen, ergriff die ausgestreckte Hand und antwortete: „Eigentlich nicht. Ich hab' einiges gelernt.“

### Viele Formen gesellschaftlicher Angst begünstigen Streit

Das Redaktionsteam von *perspektive mediation* hat mich eingeladen, im Folgenden einige meiner persönlichen Lernerfahrungen aus diesem „Kulturkampf um den Boden“ zu reflektieren, in den ich so unerwartet verwickelt worden war. Es sind Einsichten aus dem immer intensiver werdenden Ringen um Sichtbarkeit und Deutungshoheit (was bedeutet eigentlich „gesunde Ernäh-

rung“, wer bestimmt die Preise und Regeln, nach denen wir leben?), aus einem teils recht verzweifelt geführtem Kampf um öffentliche Anerkennung – in finanzieller, politischer sowie sozialer Hinsicht. In Jürgen Habermas' idealtypischer Vorstellung einer *deliberativen Demokratie* ringen verschiedene Interessensgruppen im „öffentlichen Raum“ um die bestmögliche Lösung; neuerdings wird dieser öffentliche Raum selbst immer mehr zum umkämpften Gut. In unserer Aufmerksamkeitsökonomie besteht zunehmend die Gefahr, dass der Kampf um die allgemein akzeptable Lösung, der idealerweise in der Arena der Öffentlichkeit ausgetragen werden sollte, gewissermaßen „vorverlagert“ wird und zu einem Kampf um Zugang zu dieser Öffentlichkeit, bzw. um Aufmerksamkeit in diesem Raum mutiert. Das kann dazu führen, dass einzelne Interessensgruppen mehr um Reichweite ringen als um die Frage, *für* was sie sich im Licht der ersehnten Öffentlichkeit eigentlich genau einsetzen wollen.

---

1) Kommission Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz: Ernährungssicherheit, Klimaschutz und Biodiversität. Ethische Perspektiven für die globale Landnutzung. Bonn, 2024.

Diese Problematik, die in erster Linie durch neue Formen der Öffentlichkeit entstanden ist (Stichwort: neue Medien, Verlust des Torwächter- bzw. Qualitätshüter-Monopols etablierter Medien)<sup>2</sup>, wird durch weitverbreitete Abstiegs- und Verlustängste deutlich verschärft.

» **Dort, wo ein Strukturwandel als „unaufhaltsam“ erlebt wird und die damit einhergehenden Chancen und Risiken besonders einseitig verteilt zu sein scheinen, fürchten immer mehr Menschen einen tiefgehenden Einfluss- oder gar Kontrollverlust.**

Geht diese Angst mit dem Gefühl einer gesellschaftlichen Vereinzelung und Solidaritätsverlust einher, so verstärken individuelle Marginalisierungssorgen die allgemeine Abstiegsangst. Während in städtischen Milieus diese Angstmelange meist kleinräumiger und weniger offensichtlich verteilt ist, kann in einzelnen ländlichen Gebieten oft weiträumig das Gefühl dominieren, eine gesamte Region sei – unabhängig von der persönlichen Situation des Einzelnen – abgehängt, untereinander entsolidarisiert und werde von weit entfernten Entscheidungsträgern ausgenutzt oder vernachlässigt.

Bei meinen Diskussionsveranstaltungen, die vor allem in Teilen Bayerns, Niedersachsens und Hessens stattfanden, gewann ich den Eindruck, dass der kleiner werdende Kreis aktiver Bäuerinnen und Bauern vor allem Marginalisierungssorgen empfindet, ja teilweise sogar schon lange daran gewöhnt ist. Dagegen ist die blanken Angst, gesellschaftlich nicht mehr gehört zu werden, bei einigen mit der Landwirtschaft verbundenen „Fürsprechern“ noch deutlich ausgeprägter – verbunden mit der Versuchung, durch lautstarkes Eintreten für ihre kleiner werdende Klientel die eigene Bedeutung wieder klar herauszustellen. Diese Angst vor Relevanzverlust kann landwirtschaftliche Zulieferer und Berufsverbände ebenso befallen wie die örtliche Politik und Medienhäuser oder einzelne Geistliche. Ein Landwirt erklärte es mir wie folgt: „Ich Sorge mich um meine Identität, nicht um meine Existenz. Wenn ich am Ende den Hof verkaufen müsste, wäre ich meine Arbeit, aber auch meine Schulden und die Sorgen los – meine Familie und mich würde das schmerzen, aber wir würden es überstehen. Die ändern hier“ – er zeigte in die Runde – „haben weniger Schulden, aber momentan auch weniger Perspektiven“.

Gewöhnlich wirken diese örtlichen „Resonanzverstärker“ als wertvolle Vermittler und gesellschaftliche Dialog-Ermöglicher – doch dort, wo sie selbst unter „Reichweitenangst“ leiden oder sich durch neue (oftmals laute

rechtspopulistische) Kräfte herausgefordert sehen, verschärfen sie mitunter die Kommunikationsprobleme, die sie eigentlich bekämpfen sollten. Dann entsteht ein (oft örtlich eng begrenzter) Kampf um öffentliche Aufmerksamkeit, in dem sich sämtliche Beteiligte bald nicht mehr als mitverantwortliche Akteure, sondern nur noch als Opfer und Getriebene wahrnehmen. Sie beklagen durchaus zu Recht, mit ihren Anliegen (bzw. mit den Anliegen derer, für die sie es zu sprechen gewohnt sind) nicht mehr angemessen gehört zu werden und kultivieren aus einem trügerischen Ohnmachtsgefühl heraus eine Haltung des Beleidigt-und-empört-Seins.

» **Empörung ist ein verführerisch machtvoll, aber auf Dauer kaum beherrschbares Druck- und Kommunikationsmittel:**

Mit ihrer emotionalen Wucht garantiert sie kurzfristig hohe öffentliche Aufmerksamkeit und stellt emotionale Nähe zwischen den Betroffenen her, die sich zuvor als vereinzelt empfunden haben. Sie muss aber stetig erhöht werden, um Gewöhnungseffekte oder Gegenargumente auszugleichen und übertönt so zunehmend den differenzierten Austausch, den man eigentlich einfordert. So wird das (Über-)Tönen zum Selbstzweck, die Wut erreicht nicht Wirksamkeit, sondern Heiserkeit. In einigen Regionen traf ich als der „externe Hauptschuldige“ auf ein fast schon überreiztes Publikum von Menschen, die nach der ersten Salve an Pauschalvorwürfen beinahe dankbar waren, den Ton dämpfen und auch untereinander wieder ins Gespräch kommen zu dürfen – wenn eine geeignete Moderation den Raum dafür eröffnete. Die anvisierte *Abrechnung mit den Forderungen* der Sachverständigengruppe wurde so im Idealfall zum *Austausch über die unterschiedlichen Vorstellungen* darüber, wie die *gemeinsamen Ziele aller Anwesenden* am realistischsten erreicht werden könnten (dazu mehr im folgenden Kapitel).

Zunächst noch ist es mir wichtig zu betonen, dass sich dieser durch digitale und soziale Medien beschleunigte Erregungs-Teufelskreis nicht nur im agrarpolitischen oder ländlichen Umfeld abspielt; er ist allgegenwärtig und durch jeweils milieuspezifische, identitätsstiftende „Aufreger-Themen“ gekennzeichnet. Diese beschreiben allerdings nur selten das wirtschaftlich schwerwiegends-

2) Vgl. Zehnder, M.: Krach, Krawall, Konflikt und Krisen. Warum die Medien auf Lärm und Empörung setzen. In: *Perspektive Mediation* 2/2022, 76-83, 2022.

te Problem einer Gruppe, sondern stehen in ihrer einprägsamen Einfachheit stellvertretend für die gefühlte Kluft zwischen „hier unten“ und „jenen dort oben“. Im „Fall“ unserer Landnutzungsstudie entzündete sich der emotionale Widerstand an Reizwörtern wie Massentierhaltung, Überdüngung, Gemeinwohl oder der Warnung vor weltweit steigendem Fleischkonsum – wobei uns nicht vorgeworfen wurde, *wie*, sondern *dass* wir sie überhaupt verwendeten. Trotzdem ist es meiner Erfahrung nach besser, diese Begriffe nicht im vorausseilenden Gehorsam aufzugeben, sondern möglichst im ersten Drittel einer öffentlichen Diskussionsveranstaltung zu thematisieren, was genau unterschiedliche Interessensgruppen darunter verstehen können und worin die Aufregung begründet ist. Bisweilen gibt es Zuhörer, die nur darauf warten, dass endlich ihr ersehntes Reizwort fällt – diese können wesentlich entspannter und konzentrierter zuhören, wenn dieses frühzeitig „abgeräumt“ wird, am besten mit dem augenzwinkernden Verweis „wir alle haben ja noch Ernsthafteres zu besprechen.“<sup>3</sup>

#### **Auch Streit eröffnet Räume, die menschlich gestaltet werden können**

Im Englischen gibt es den Ratschlag „Choose your battles wisely“ und Ex-Beatle Paul McCartney singt in seinem Alterswerk sogar eindringlich „Never pick a fight you're gonna lose“ – im deutschen Sprachgebrauch kenne ich keine vergleichbar eingängigen Formulierungen, die daran erinnern, dass wir eigenverantwortlich *auswählen* sollten, wie klug wir uns in Konfliktsituationen verhalten. Auch als öffentlich in Frage gestellter oder angefeindeter Wissenschaftler *muss* ich mich nicht automatisch rechtfertigen – und wenn, dann sollte es meine Entscheidung sein, wo und auf welche Weise ich das tue. Von entscheidender Bedeutung war für mich dabei der persönliche Rat eines altgedienten Verbandsfunktionärs, der mich erst irritierte, dann aber gewissermaßen rettete. Er meinte:

» » „Öffentliche Debatten mit Kulturkampf-Rhetorik sind wie ein Skirennen auf einer steilen Piste, oben eisig, unten sulzig“.

Und weiter: „Ich mach das nur, wenn ich das Terrain kenne und weiß, mit welcher Technik ich heil runterkomme. Wenn ich es mache, dann mit vollem Einsatz. Immer aktiv steuern! Besonders wenn man Angst hat, niemals zurücklehnen, sondern extra tief reingehen; den Schwerpunkt nah am Boden halten, dabei locker bleiben – und unbedingt Freude daran haben!“

Ich teile diesen rustikalen Rat hier *einerseits*, weil vieles davon auch für uns Wissenschaftler\*innen gilt: (1.) Die Notwendigkeit, sich in jedem Einzelfall genau zu überlegen, ob und auf welche Weise man sich auf eine schwierige öffentliche Debatte einlassen will. (2.) Die Wichtigkeit, ausreichend Lern- und Vorbereitungszeit zu haben, um auch unsachliche Diskussionen aktiv und von Anfang an auf ein gutes Ende hin steuern zu können. (3.) Die Mahnung, die gesellschaftliche „Bodenhaftung“ nicht zu verlieren; floskelhafte Sprache oder akademischer Standesdünkel sind selbstgestellte Fallen, während einfache Menschlichkeit immer noch das beste Rezept ist, um in aufgeheizter Kulturkampfatmosphäre zu bestehen. Dies bringt mich zum *andererseits*: Ich bin zu tiefst davon überzeugt, dass wir über diese technischen Ratschläge *hinausgehen* müssen. In meinem konkreten Fall führte die Beschäftigung mit diesen Tipps zu der Erkenntnis: Es gibt Räume der öffentlichen Diskussion – im konkreten Fall vor allem digitale Räume – in denen konsensorientierter Austausch kaum mehr möglich ist.

» » **Der heftige öffentliche Streit eröffnet gleichzeitig neue, auch analoge Diskussions- und Begegnungsmöglichkeiten, die ich bestmöglich – oder: best-menschlich – nutzen und mitgestalten sollte.**

Bevor ich erkläre, wie es möglich sein kann, Diskursräume „menschlicher“ zu gestalten, noch ein Wort zur Problematik vieler digitaler Räume. Ich halte es für wichtig, dass Wissenschaftler\*innen dort grundsätzlich präsent, im Sinn von „sichtbar“, sind. Allein schon deshalb, da wir von öffentlichen Geldern finanziert werden, haben wir die Pflicht, in diesem öffentlichen Raum über unsere Arbeitsfelder und über Kontaktmöglichkeiten Auskunft zu geben. Digitale Foren haben allerdings eine Reihe von Nachteilen: Beleidigungen, menschliche Verletzungen aber auch Fehlinformationen verblassen im Netz nicht so leicht wie in der analogen Welt, sondern bleiben häufig lange präsent; die Schiedsrichterfunktion wird fast nie von einer kompetenten verantwortlichen Einzelperson oder einem gleichwertigen Gremium wahrgenommen, stattdessen kommt es allzu häufig zu Verantwortungsdiffusion; und das zwischenmenschliche Instrument der „freundlichen Entschuldigung“ funktioniert dort häufig

3) Auf den häufigen Zwischenruf „Aber der Wolf...“ antwortete ich irgendwann nur noch: „Über den Wolf können wir später noch gerne reden, aber der ist nicht der Hauptgrund dafür, dass seit Bestehen der Bundesrepublik 90% der Bauern verschwunden sind...“

unvollständig, da es leicht mit einem „umfassenden Schuldeingeständnis“ oder einem „taktischen Lippenbekenntnis“ verwechselt und entsprechend sanktioniert wird. So führen Aussagen wie „hätte ich gewusst, wie Sie das trifft, hätte ich das anders formuliert“ zu Schlagzeilen wie „Studienautor räumt Fehler ein“ – was wiederum dazu führt, dass Selbstkritik immer verhaltener öffentlich geäußert wird.

Gleich zu Beginn der ersten, sich vor allem im Internet ausbreitenden Empörungswelle trafen wir Wissenschaftler\*innen zwei folgenreiche Entscheidungen – eine richtige und eine falsche. Im Fall der falschen Wahl wurde mir erst deutlich später klar, dass es überhaupt eine andere Option gegeben hätte: Anders als von Expert\*innen mittlerweile einhellig empfohlen, lasen wir abfällige Onlinekommentare und wütende Zuschriften nicht mindestens zu zweit, sondern ließen zu, dass Einzelpersonen vergleichsweise „ungeschützt“ den oftmals verletzenden Kritiken oder grenzwertigen Telefonanrufen ausgesetzt waren. Heute kann ich Betroffenen von Shitstorms nur raten, ausufernde Onlinekommentare nicht oder nur gemeinsam zu lesen und, wenn überhaupt, dann nur mit ausreichend zeitlichem und emotionalem Abstand darauf zu reagieren. Umso glücklicher war die zweite Entscheidung, nämlich nur auf geeigneten Kanälen zu antworten und dabei nicht in gleicher Emotionalität, Zuspitzung oder Lautstärke „zurückzuschlagen“. Es hätte uns kurzfristig emotional befriedigt und hohe öffentliche Aufmerksamkeit garantiert, öffentlich darüber zu mutmaßen, aus welchen Motiven heraus einzelne Akteure Sachverhalte bewusst falsch oder verzerrt wiedergaben, doch eröffnete uns dieser Verzicht auf Empörungsreichweite langfristig deutlich konstruktivere Optionen.

Wie können nun diese „menschlicheren Begegnungsräume“ aussehen? Neben betont sachlichen Informationen in Interviews und auf Webseiten<sup>4</sup> setzten wir auf persönliche Gesprächsformate, für die zwei Vorbedingungen galten: (1.) die Veranstaltung sollte auf offensichtlichen, bereits vorhandenen Gesprächsbedarf in einer Region eingehen, statt die Diskussion neu in eine lokale Gemeinschaft hineinzutragen und (2.) die Einladung und die Moderation sollte in den Händen einer neutralen, vor Ort fest verankerten Institution liegen – meist waren dies die Katholische Landvolkbewegung (KLB) oder kleinere landwirtschaftliche Berufsverbände wie die Arbeitsgemeinschaft bäuerliche Landwirtschaft (AbL). Auch wenn diese Gesprächsformate durchaus von hochkochenden Emotionen und wütenden Zwischenberufen begleitet waren, waren sie doch der rich-

tige Ort, um den Faktor „Menschlichkeit“ in eine aufgeheizte Kulturkampfatmosphäre hineinzutragen.

» **Besonders in diesen „Wirtshausdiskussionen“ war es möglich, nicht nur Informationen auszutauschen, sondern sich durch das Zeigen von Verletzlichkeit und durch den Einsatz von Humor (in ebendieser Reihenfolge!) im besten Sinne des Wortes „zusammenzuraufen“ und echtes Verständnis zu fördern.**

Konkret bedeutete dies, dass ich zunächst einmal versucht habe, bereits im Vorfeld kulturkämpferische Klischees zu unterlaufen. So waren örtliche „Anheizer“ oft ziemlich enttäuscht, als sie feststellen mussten, dass der erwartete „vegane Großstadtphilosoph“ schon seit einiger Zeit im Raum war, einen Abschluss in Naturwissenschaften hatte und (noch unerwarteter) gerade ein Schnitzel gegessen hatte, ja bereits plaudernd am örtlichen Stammtisch saß. Ich versuchte, jedem der Gäste vorher freundlich die Hand zu schütteln, aber noch in keine inhaltlichen Diskussionen einzusteigen. Nach der offiziellen Begrüßung durch die Gastgeber ergriff ich das Wort und thematisierte unsere menschliche Verletzlichkeit: „Ich weiß, dass einige von Ihnen verletzt und empört waren, als Sie in den Medien von unserer Studie gehört haben. Sie können sich vorstellen, dass kaum jemand so verletzt und empört war wie wir Autoren: uns trifft diese Empörung ganz hart, denn wir haben viel Arbeit in diese Studie gesteckt, von der wir sicher sind, dass Sie in Ihrem Interesse ist. Sie regen sich heute Abend auf, aber ich gehe mehrmals die Woche durch diesen Schlamm.“ Nach diesem Einstieg bat ich um zwanzig Minuten Zeit, um zunächst ohne ständige Unterbrechung die Kernaussagen der Studie und die größten Missverständnisse zu erläutern. Für viele Zuhörer\*innen war dabei meine Differenzierung zwischen „wissenschaftlicher Problembeschreibung“ und „moralischer Schuldzuweisung“ entscheidend. In die meisten ökologischen Probleme, die in der Studie geschildert wurden, waren Landwirte *verwickelt*, während die *Verantwortung* für eine nachhaltige Lösung bei der gesamten Gesellschaft zu suchen ist. Ebenso wichtig war es mir, beim Ansprechen von Missverständnissen, die sich bei der Rezeption der Studie verbreitet hatten, ganz ohne Schuldzuweisungen

4) Besonders wichtig war die Auffindbarkeit auf der Webseite der Deutschen Bischofskonferenz und auf der Plattform „DigiLog“ (Ethik der globalen Landnutzung | DigiLog), auf die Interessenten stießen, bevor sie uns persönlich kontaktierten.

zu argumentieren – es erleichterte und versachlichte die anschließenden Diskussionen deutlich.

Ein weiterer Vorteil analoger Gesprächsrunden ist der, dass Humor, der Spannungen lindert, hier deutlich unproblematischer und versöhnlicher eingesetzt werden kann als in digitalen Räumen. Spätestens als wir zusammen lachten („Das hätten Sie vor drei Wochen noch nicht gedacht, dass Sie mal so dringend einen Philosophen auf Ihren Hof einladen würden!“), war das Eis gebrochen. Und gerade die unvermeidlichen Verschwörungstheoretiker ließen sich so am besten beruhigen („Glauben Sie ernsthaft, dass jemand, der Teil einer genialen Weltverschwörung ist, bei der Heimfahrt auf die Deutsche Bahn angewiesen ist?“). Apropos Bahn: Menschliche Verbundenheit entsteht besonders dort, wo wir um Hilfe bitten oder diese gewähren können. Öfters kam in Diskussionsrunden der Zeitpunkt, an dem ich sagen musste: „Ich diskutiere das gern noch mit Ihnen aus, aber dann muss ich Sie bitten, mich mit dem Auto zum Bahnhof in X zu fahren, damit ich von dort noch den letzten Zug nach Hause erwische.“ Immer wieder fuhren mich dann einstmals heftige Kritiker durch die Nacht und die Gespräche, die wir dort führten, gehörten mit zu den menschlich wertvollsten. Sollte ich wieder in einen „Kulturkampf“ verwickelt werden, werde ich viel früher um Hilfe bitten – und zwar meine Freunde und Gegner gleichermaßen.

Gestatten Sie noch ein persönliches Fazit: Es ist eine große Gefahr, wenn wir glauben, einen Kulturkampf „gewinnen“ zu müssen. In dem Moment, in dem sich eine einzige Seite – sei es die vermeintlich progressivere oder die konservativere, die ländliche oder die urbane Fraktion, oder wer auch immer – durchsetzt, in diesem Moment ist nichts gewonnen, sondern unsere Kultur als solche verloren. Das Miteinander-Ringen ist Teil unserer Kultur und dies ist ein guter und notwendiger Kampf, solange er menschlich bleibt.



### Kontakt

Stefan Einsiedel, studierter Biologe und promovierter Wirtschaftswissenschaftler, arbeitet an der Münchner Hochschule für Philosophie als Lehrbeauftragter und Geschäftsführer des Zentrums für Globale Fragen. Sein Schwerpunkt liegt auf einer „Ethik der Nachhaltigkeit“, die praktische Fragen der Akzeptanz und Umsetzbarkeit vor dem Hintergrund der Wirtschafts-, Umwelt- und Sozialethik untersucht.

**Zentrum für Globale Fragen (ZGF) – Hochschule für Philosophie München**